

Was geht uns Christen der Talmud an?

Die Eltern-Kind-Beziehung im Talmud

F.-W. Marquardts Talmud-Lektüre zum Traktat Kidduschin

Andreas Pangritz*

In seinem letzten Lebensjahrzehnt hat sich Friedrich-Wilhelm Marquardt intensiver als je zuvor der Lektüre des Talmud gewidmet. Das zeigt sich in seiner siebenbändigen Dogmatik an dem von Band zu Band anwachsenden Register der herangezogenen Stellen aus Talmud und Midrasch. Einzigartig in der Geschichte christlicher Theologie sind auch die zehn Talmud-Tagungen in der Berliner Evangelischen Akademie, auf denen Marquardt gemeinsam mit der Jerusalemer Talmud-Lehrerin Prof. *Chana Safrai*¹ (1946–2008) Zugänge zum Talmud für eine überwiegend christliche Hörerschaft erarbeitet hat. Die auf den Talmud hinführenden Vorträge Marquardts sind Teil seines Gesprächs mit *Chana Safrai* über den Talmud gewesen. In seinen Vorträgen hat Marquardt von Fall zu Fall Beziehungen zur christlichen Tradition herzustellen und in dogmatischen Experimenten Brücken für Christen zu bauen versucht, um ihnen Zugänge zu dem ganz „unsystematischen“ Denken des Talmud zu eröffnen. Auf der fünften und sechsten Berliner Tagung „Talmud lernen“ ging es um einen Abschnitt aus dem Trak-

* Dr. phil. habil. Andreas Pangritz, Professor für Systematische Theologie, ist Direktor des Ökumenischen Instituts in Bonn.

Der Artikel ist eine Würdigung des großen Theologen *Friedrich-Wilhelm Marquardt* (2. Dezember 1928–25. Mai 2002) auf dem Gebiet der christlich-jüdischen Verständigung sowie seiner am 11. Februar 2008 verstorbenen Gesprächspartnerin *Chana Safrai*. Er basiert auf einem Vortrag der Tagung „*Talmud lernen*“. In memoriam Prof. Dr. Friedrich-Wilhelm Marquardt“ vom 13. Dezember 2002 in der Evangelischen Akademie zu Berlin. Der Vortragsstil wurde bei der Überarbeitung größtenteils beibehalten. In den Original-Marquardt-Zitaten ist auf Wunsch des Autors die ursprüngliche Rechtschreibung beibehalten.

1) Vgl. FrRu 16(2009)75 f.

tat „*Kidduschin*“ (Antrauung, Verlobung) aus der Ordnung „*Naschim*“ (Frauen) des Babylonischen Talmud. Auf der Tagung „*Über die Lust am Streiten*“ vom 29. November bis 1. Dezember 1996 führte Marquardt unter dem Titel „*Vater – Mutter – Gott*“ auf Kidduschin 30b–33b hin. Auf der Tagung vom 12.–14. Dezember 1997 stellte Marquardt seine Hinführung ausdrücklich unter den Titel „Dem Tun der Kinder an den Eltern wohnt Gott bei“, – ein Zitat aus Kidduschin, das der Tagung den Titel gegeben hatte.

„*Vater – Mutter – Gott*“

In seinem Beitrag „*Vater – Mutter – Gott*“² auf der Tagung von 1996 ging Marquardt von dem Eindruck aus, dass das „Verhältnis zwischen Eltern und Kindern“ eines sei, bei dem wir alle „aus *eigener Erfahrung* [...] meinen, gleich mitreden zu können“, – aus eigener Erfahrung „von gelingenden, aber zum Teil auch katastrophal mißlingenden Beziehungen“, aber auch aufgrund der Kenntnis christlicher Katechismen wie etwa Luthers „*Kleinem Katechismus*“ zum Gebot, Vater und Mutter zu ehren. Zugleich jedoch beobachtete Marquardt bei diesem Thema „eine schwerwiegende soziologische Differenz zwischen Juden und Christen“.

„Im Judentum gehören Familie und Volk zu einer Bewährungseinheit vor Gott und für Gott zusammen, im Christentum ist die nicht durch Familien- und Volkszugehörigkeit gebildete Gemeinde das Ziel aller anderen soziologischen Gestaltungen [...]“, – ungeachtet „vermeintlich christlicher Gesellschaftsbilder“, die die Familie als Kern der Gesellschaft sehen wollen (14). Jedenfalls sei die um die Familie zentrierte christliche „*Werteordnung*“ viel eher alttestamentlich als neutestamentlich begründet.

Zunächst jedoch stellt Marquardt eine auffallende Nähe zwischen Luthers „*Kleinem Katechismus*“ (1529) und der mündlichen Lehre des Talmud fest: So verbinde Luther – ähnlich wie die Lehrer Israels – „die Weisung der Elternehrung mit der *Ehrung Gottes*“. Dabei gelte für Luther wie für den Talmud: „Nicht äußere Form einer patriarchalischen Gesellschaftsordnung verbindet Eltern und Gott miteinander und verpflichtet die Kinder. Viel mehr als um äußere Pflicht geht es da um eine *innere* Wirklichkeit, die

2) Vgl. F.-W. Marquardt, „*Vater – Mutter – Gott*“ (Talmud-Tagung 1996), im Folgenden zitiert nach dem Reader zur Talmud-Tagung 1997.

uns heute fremd geworden ist [...].“ Worin diese „innere Wirklichkeit“ besteht, eben darum geht es im Folgenden.

Marquardt betont hier als „einen entscheidenden Punkt unseres Lernens beim Judentum“ die Tatsache, dass „Gebote und Weisungen, die mizvot der Tora, [...] meist *in* sich einen tiefen Sinn“ hätten: „Als Imperative sind sie nur Explosionen innerer Kräfte nach außen [...].“ So stehe „hinter dem Gebot, die Eltern zu ehren, [...] als innerer Sinn und als innere Kraft die Wirklichkeit der Gottesbeziehung, *in, mit und unter*“ der Elternbeziehung“ (15).

Ähnlich wie die Rabbinen habe Luther „die Pflicht der Elternehrung ausgeweitet auf Eltern, *und Herren*“: Lehrherren, Zunft- und Standesherrn, *Obrigkeit*“. Das sei „sicher auch Widerspiegelung der Stadthierarchie als Erfahrungsfeld des Lebens am Anfang des 16. Jahrhunderts“ und „sicher auch ein Hinweis auf die antirevolutionäre Grundhaltung Luthers“. Wichtiger erscheint es Marquardt jetzt aber, dass auch im Gespräch der rabbinischen Lehrer das Gebot der Elternehrung Anlass gibt, „auf das Verhalten zu Fürsten und Königen zu sprechen“ zu kommen, – wenn auch mit bezeichnender Akzentverschiebung (15). Im Übrigen habe auch der calvinistische „Heidelberger Katechismus“ (1563) Gott hinter den Eltern gesehen und das Gebot der Elternehrung auf die Ehrung „aller meiner Vorgesetzten“ ausgeweitet.

Wichtiger noch erscheint Marquardt am „Heidelberger Katechismus“ der Hinweis darauf, dass ich mich im Blick auf die Eltern nicht zuletzt „jeder guten *Lehre* unterwerfen“ soll. Hier sieht Marquardt eine der Diskussion der Rabbinen verwandte Akzentuierung: In der talmudischen Diskussion gehe es „unvergleichlich viel mehr um die Pflicht [...], die man gegenüber Lehrern und den Lehren der Eltern hat, als um sogenannte ‚natürliche‘ Kindespflichten. [...] Wir können sagen, die Schulpflicht der Eltern für die Kinder macht ihre Beziehung halachisch so wichtig“ (16).

Dann aber hebt Marquardt eine auffällige Differenz zwischen den christlichen Katechismen und der Lehre des Talmud hervor: „Das Motiv der Liebe“, das in den Katechismen eine „für die Eltern-Kind-Beziehung [...] durchaus bemerkenswerte Rolle“ spielt, scheint in der Diskussion der Rabbinen fast ganz zu fehlen: „Von Ehrfurcht und Ehren der Eltern, Lehrer und Obrigkeiten hören wir im Gespräch der Lehrer Israels viel, von Liebe nichts.“ Natürlich spielt auch in den Beziehungen zwischen jüdischen Eltern und Kindern die Liebe eine Rolle, aber – so kommentiert Marquardt

seine Beobachtung am Talmud – „wenn die Lebenswirklichkeit von der Tora her gesehen wird, dann gehört Liebe nicht zu den ersten Verbindlichkeiten im Verhältnis zu den Eltern, geschweige denn zu den weltlichen Obrigkeiten sonst“. Es geht hier „nicht um *Gefühle*, auch nicht um ein *grundsätzliches* Ethos“, sondern um ganz „konkrete Einzelheiten in diesen Beziehungen“. Wobei Marquardt gleich betont, dass ja auch für die Christen die „Liebe“, jedenfalls neutestamentlich gesprochen, „nicht ein Gefühl [...], sondern [...] eine Tatbeziehung“ sei, „Erfüllung der Tora“ (Röm 13,10); erst in der späteren Wirkungsgeschichte sei die Liebe „naturalisiert“ worden „zu innerer Haltung, Gesinnung, Neigung, bald auch zu Gefühl“ (17). Immerhin: Noch in den Katechismen des 16. Jahrhunderts sei die Liebe nur ein Moment unter anderen in der Beziehung zwischen Kindern und Eltern gewesen.

Bei Schleiermacher und der deutschen Romantik jedoch sei dann „die Liebe zum Einen, Ganzen und Einzigem geworden, wo es keine einzelnen Weisungen mehr braucht, weil wir aus reiner Liebe von ganz alleine wissen, was in einer zwischenmenschlichen Beziehung gut und richtig ist“. Und „diese Zusammenziehung der Eltern-Kind-Beziehung auf Liebe“ habe dieser Beziehung ganz gewiss „*nicht gut* getan“. Denn: „Je totaler das Wollen und Sollen der Liebe, desto vernichtender die Niederlage. Das Allgemeine überfordert, das Besondere, Einzelne, Kleinere kann helfen“ (18).

Damit wendet sich Marquardt der Diskussion in „Kidduschin“ zu. Hier fällt ihm auf, dass die Lehrer Israels besonders die „Zielverheißung“ hervorheben, die mit dem Gebot der Elternehrung im biblischen Wortlaut verbunden ist: „Ehre die Eltern, ‚auf daß es dir wohlergehe und du lange lebest auf Erden‘.“ Daraus ergibt sich in Entsprechung zu dem engen Verhältnis zwischen Gesetz und Land in Israel eine „kleine Analogie“ für die Völker: „Es ist Gottes Perspektive, daß Israel in seinem Land seine Tage längen und dort lange leben kann und daß die nichtjüdischen Völker es auf je ihrem Ackerboden ebenfalls können. [...] Israel hat also diese Beziehung und Perspektive nicht nur für sich gültig, sondern universal gültig gehalten. Und hat darum auch die Eltern-Kind-Beziehung als eine Tora-Beziehung auch für Nicht-Juden gesehen“ (18 f.).

Hier taucht die Frage auf, wie sich die Erfüllung des Gebotes durch einen Nicht-Juden, der ja nicht an das Gesetz gebunden ist, zur Erfüllung des Gebotes durch einen gesetzestreuen Juden verhält. Über diese Frage kommen

die Rabbinen zu dem überraschenden Merksatz: „Bedeutender ist der, dem etwas geboten ist und es tut, als der, dem es nicht geboten ist und es tut.“ Marquardt kommentiert: „Unsereiner würde gerade umgekehrt urteilen: Bedeutender ist Freiwilligkeit als Vorschrift [...]“. So hätten auf jeden Fall „die meisten evangelischen Theologen“ reagiert. „Aber Juden können das eben ganz anders sehen und bewerten. Sie haben *im Gebot das Gebieten Gottes*. [...] *Die Imperative sind Sakramente seiner Zuwendung zu Israel, Liebeserweise Gottes*. Die Gebote, wenn sie getan werden, sind wie Inkarnationen des Wirkens Gottes. Und das macht das gebotene Tun für die jüdischen Lehrer ‚bedeutender‘ als jedes noch so gute und beispielhafte freiwillige Tun“ (21).

„Gott-menschliche Wirkdreiheit“

„Sakramente“? „Inkarnationen des Wirkens Gottes“? Mit Absicht gebraucht Marquardt hier „das Wort ‚Inkarnation‘ [...], das in der christlichen Lehre die Fleischwerdung des Wortes bedeutet [...]“, also einen zentralen „christologischen Begriff“ (ebd.). Dazu gibt ihm die Diskussion in Kidduschin Anlass, die ja „mit einem *Gespräch über die Dreiheit* der Ehrfurcht vor dem Vater, der Mutter und vor Gott“ beginnt und zu dem Satz kommt: „Drei Teilhaber sind am Menschen (seiner Erschaffung) beteiligt: der Heilige, gelobt sei Er, sein Vater und seine Mutter. Wenn der Mensch seinen Vater und seine Mutter ehrt, spricht der Heilige, gelobt sei Er, dann rechne ich es ihnen an, als würde ich unter ihnen gewohnt und sie *mich* geehrt haben“ (21; vgl. bQid 30b). Marquardt fasst diese den Weisen des Talmud gemeinsame Lehre zusammen: „Jeder Mensch hat drei Teilhaber seines Lebens, Vater, Mutter, Gott.“ Und er nennt dies eine „Gott-Mensch-Dreiheit“, die beim „Werden eines jeden Menschen“ wirkt, „nicht eine Seins-Dreiheit, nichts im Sinne der christlichen Trinität, aber eine Gott-menschliche *Wirkdreiheit*, die den Menschen bewirkt“ (21 f.).

An dieser Stelle führt Marquardt eine Stelle aus dem Traktat „*Nidda*“ (Von der Menstruation der Frau und von ihrer Zeit als Wöchnerin) an: „Der Vater eines Menschen sät (bei der Zeugung) das Weiße, aus dem die Knochen sind, die Sehnen, die Nägel, das Hirn in seinem Kopf und das Weiße im Auge.“ Die Mutter eines Menschen „sät das Rote, aus dem die Haut ist, das Fleisch, die Haare und das Schwarze im Auge. Und der Heilige, gelobt sei

Er, schenkt ihm den Geist, die Seele, den Ausdruck des Gesichts, das Sehen des Auges, das Hören des Ohres, das Reden des Mundes, das Gehen der Füße, Einsicht und Verstand“ (bNidda 31a).

Aus dieser „Gott-menschlichen Wirkdreiheit“ bei der menschlichen Fortpflanzung folgt nun für die Weisen des Talmud, „daß die Ehrfurcht des Menschen allen drei Bewirkern seines Lebens in gleicher Weise gelten soll: dem Vater, der Mutter, Gott [...]“. Wie kommt Gott dabei ins Spiel? Marquardt versteht die Diskussion dazu in Kidduschin auf zweierlei Weise: Einerseits spricht Gott selbst, dass er den Kindern die Elternehre anrechnet, „als würde in der Ehrung der Eltern durch die Kinder Gott mitgemeint sein“.

Andererseits aber – und da kommt für Marquardt die „Inkarnation“ ins Spiel: „Gott kann die Elternehrung als so gut wie die Ehrung Gottes ansehen und zurechnen, weil er tatsächlich selbst dort ist, wo die Eltern sind“ – wie es in Kidduschin heißt: „[...] als würde ich unter ihnen gewohnt und sie *mich* geehrt haben“. Dabei spielt das Wort vom „Wohnen“ Gottes auf die „Schechina“ an, Gottes „*Einwohnung*“, die Dabeiseinsweise Gottes auf allen Wegen Israels [...]. Gott selbst wählt es, da gegenwärtig zu sein, wo Kinder ihren Eltern Ehrfurcht erweisen“ (22).

Das ist nicht als autoritäre, gar patriarchale Struktur misszuverstehen, denn „die Schechina kommt und geht. Gott hat keinen festen Wohnsitz unter den Menschen. [...] Es ist immer ein *Ereignis*, wenn er der Welt irgendwo ‚einwohnt‘. [...] Er wohnt den *Ereignissen* bei, in denen es geschieht, daß Kinder ihre Eltern finden und ehren [...]“. Nicht den Eltern wohnt Gott bei als deren „metaphysischer Hintergrund“, sondern „*dem Tun der Kinder an den Eltern wohnt er bei*; davon fühlt er sich mitbetroffen“ (22 f.).

Und dies wird in der talmudischen Diskussion weiter konkretisiert: „Beide – Eltern wie Gott – sind angewiesen darauf, einen gesicherten Platz in der Gesellschaft zu finden, denn beide sind [...] in Gefahr, von dort verdrängt zu werden, sind auch Wesen, die abgeschoben werden können aus der Mitte des Lebens.“ Darin geht es ihnen wie den „*Fremden* in der Gesellschaft“, die ständig mit der „Gefahr ihrer Ausweisung“ leben müssen, „gegen die sie ohnmächtig sind“. So soll der „Anspruch des Vaters auf seinen angestammten Platz in Haus und Gesellschaft“ nicht geschmälert werden (23 f.).

Dann aber auch das „*Verhältnis zur Mutter*“: Wenn Rabbi Joseph beim Hören ihrer Schritte „vor der Göttlichkeit der Schechina aufstehen (will), die da kommt“ (bQid 31b), dann heißt das für Marquardt: „In den Schritten der Mutter gehen die Füße der Schechina einher. Gott ist es wesentlich, zu kommen“, die Schritte der Mutter erinnern mit ihrem Kommen an das Kommen Gottes, sie haben etwas ‚Eschatologisches‘ [...]“ (24). Wie verhält sich das zur „christlichen Botschaft von der Einwohnung Gottes in Jesus“? Marquardt erscheint es christlich „unvermeidbar, die jüdische Rede von der ‚Einwohnung‘ Gottes mit der Botschaft ‚*Und das Wort ward Fleisch*‘ (Joh 1,14) zusammenzuhören“, denn dort geht es – im parallelismus membrorum – weiter: „[...] *und wohnte unter uns*“. Marquardt kommentiert diese Beobachtung: „Indem Johannes uns lehrt, das eine im anderen zu hören, den Satz von der Fleischwerdung des Wortes, und den Satz: ‚Es zeltete unter uns‘, hat er auch Inkarnation und Schechina ineinander hören lassen wollen“ (24).

Von daher wäre die christliche Lehre von der Inkarnation neu zu verstehen: Es heißt bei Joh 1,14 ja nicht: „*Gott ward Mensch*“, wie es die Lehre der Kirche später wollte. Vielmehr heißt es: „*Das Wort ward Fleisch*.“ Und das heißt nach Marquardt: „Das Sagen Gottes, sein Sprechen trat ein in die Welt des Fleisches“ (24). Wenn Gott im Traktat Kidduschin „einem Geschehen“ beiwohnt, „dem, was zwischen Kindern und Eltern geschieht, wenn Kinder die Eltern ehren“, dann ist deutlich: „Schechina ist *Einwohnen* Gottes in einem weltlichen *Geschehen*, nicht *Inkarnation in einer menschlichen Person*.“ Aber, so fragt Marquardt: „Könnte nicht beim Wort Joh 1,14 ganz Ähnliches gemeint sein: Das Wort Gottes verwirklicht sich darin, daß es ‚einwohnt‘ dort, wo Jesus wirkt, etwas tut, etwas leidet? [...] Vielleicht meint ja, was wir Christen womöglich fälschlich und lateinisch ‚Inkarnation‘ nennen, wirklich Schechina, Zelten, Wohnen Gottes bei Jesus, wenn er sein Werk tut [...]“. Und Marquardt folgert: Offenbar könne Talmud lernen „*nicht nur Verhalten*“ lehren, sondern „*im Halten eines Gebots*“ zugleich „*die Gegenwart Gottes*“ unter den Menschen (25).

„*Dem Tun der Kinder an den Eltern wohnt Gott bei*“

Auf der sechsten Berliner Tagung „Talmud lernen“ wurde im Dezember 1997 die Lektüre des Traktats „Kidduschin“ fortgesetzt, diesmal ausdrück-

lich unter der Überschrift „*Dem Tun der Kinder an den Eltern wohnt Gott bei*“. Bei dieser Tagung (13.12.1997) ging Marquardt nicht zuletzt auf die Rolle der Eltern als „Lehrbeauftragte Gottes“ ein³, um zu zeigen, was er seit der Talmud-Tagung im Jahr zuvor an „Vertiefendem“ dazugelernt habe: Das „Eltern-Kind-, Kind-Eltern-Verhältnis“ werde im Talmud „durch die Tora“ entkrampft, denn: „Überall ist zwischen Eltern und Kind die Schechina dabei, die Erscheinungsweise und Gegenwart Gottes selbst.“

Wenn die Elternehrung aber nicht den Eltern als „biologischen Erzeugern“ gilt, sondern ihnen „als Tora-Lehrern“ (17), als „Lehrbeauftragten Gottes“ (18), dann leuchtet es ein, dass die Diskussion des Traktats Kidduschin hier auch die Lehrer selbst einbezieht: „Wie die Eltern sollen auch die Lehrer in Israel sowohl ‚geehrt‘ wie ‚gefürchtet‘ werden“ (17). Maimonides unterstreicht in seiner „*Mischne tora*“: „Es gibt keine größere Ehrfurcht als die dem Lehrer zu zollende, daher die Weisen sagen: ‚Die Ehrfurcht vor dem Lehrer ist (gleichsam) die vor dem Himmel [...]‘, denn bei und mit ihm ist [...] die Schechina, und [...] ‚Wer gegen seinen Lehrer streitet, streitet (gleichsam) gegen den Heiligen‘“ (18; vgl. *Mischne tora*, V,1; vgl. bSanhedrin 110a).

Zum Schluss ging Marquardt dann noch einmal auf die Rolle von „Vater und Mutter als Lehrbeauftragte Gottes“ ein:

a) Rabbi (d. i. Jehuda ha-Nasi, „der Fürst“) fragt sich, warum ein Sohn die Mutter dem Vater gegenüber bevorzugt. Und er gibt selbst zur Antwort: „Der Sohn ehrt seine Mutter mehr als seinen Vater, ‚weil sie ihn mit Worten kost‘.“ Marquardt kommentiert verwundert: „Nicht kost die Mutter mit Lippen und Küssen, nicht mit streichelnden Händen, nicht mit Hautkontakt. Sie kost ‚mit Worten‘. Das Mutter-Kind-Verhältnis wird also als ein Worte-Sprachverhältnis gesehen. Es ist die Mutter, die Sprechen lehrt. In der Welt der Tora, des Wortes Gottes, gehört aber das Sprechenlernen in hervorgehobenem Maße zum Werden des Menschen, seiner Menschwerdung“ (22 f.). Erst, „wenn ein neuer Mensch ‚bei seinem Namen gerufen‘ wird [...], ist er ‚ganz da‘, wird der Geburtsprozeß abgeschlossen“ (22). Und „in der mütterlichen Liebkosung eines Kindes ‚mit Worten‘“ beginnt der Erziehungsprozess, wobei Marquardt auch hier wieder auf „das Emanzipierende am Liebkosen mit Worten“ hinweist: „Welche Katastrophen: das

3) Vgl. F.-W. Marquardt, „*Dem Tun der Kinder an den Eltern wohnt Gott bei*“ (Talmud-Tagung 1997), im Folgenden zitiert nach dem Reader zur Talmud-Tagung 1998.

Verstummen in zwischenmenschlichen und gott-menschlichen Beziehungen. Welche Katastrophen: die Sprachlosigkeit in Politik und Gesellschaft. Wo nicht geredet wird, wird geschossen.“ Demgegenüber sind beim „Können mit Worten“ „Wort und Sprache“ nicht in erster Linie Materialien von Wissen und Macht, sondern zunächst einmal „Grundweisen von Zärtlichkeit, warmer Humanität jenseits von Nutzwerten [...]. Rational kann nur die Sprache werden, die unter Liebkosungen gelernt wird“ (22 f.).

b) Schließlich zum „Vater als Lehrbeauftragten“. Er wirkt vor allem durch sein „Vorbild“, und zwar besonders durch die „Praxis seines eigenen Lernens [...]. Die wichtigste Nebensache ist die Hauptsache.“ Was zählt, ist vor allem „das Wort-für-Wort-Studium allein der Tora. [...] In dem einen Buch mit seinen Schriften öffnet sich [...] ‚das Ganze‘ [...]“ (23). Und „das Kind soll ‚Amen‘ sagen lernen, wenn Erwachsene etwas über die Tora lehren. [...] Antworten – erster Schritt im Verstehen und erstes eigenes Zu-Worte-Kommen. ‚Amen‘ also: das erste Wort der Emanzipation“ (23 f.).

Warum Talmud-Lernen für Christen?

Auf der zehnten Berliner Talmud-Tagung unter dem Titel „*Talmud lernen: Mit dem Anfang immer wieder neu beginnen*“ (2.–4. November 2001) fragte Marquardt zunächst: Was macht eigentlich für Christen den „Reiz des Judentums“ aus? Ist es bloß ein exotisches Interesse? Marquardt verwies insbesondere auf die Unvergleichlichkeit des Talmud mit christlich-theologischen Kontexten: Im Talmud kommen „viel mehr Lebenserfahrungen und Alltagsprobleme zur Sprache [...] als in der christlichen Lehre. [...] Im Judentum muß viel mehr Wirklichkeit unter den Weisungen Gottes bedacht werden als bei uns Christen. [...] Für viele Fragen, die im Talmud behandelt werden, haben wir darum keinen kirchlichen [...] Erfahrungshintergrund, sondern nur unseren bürgerlichen.“ Das Judentum sei „geprägt von *Lebenseinheit* – wo wir Christen geprägt sind von einer Unterscheidung des Lebens in unsere Kirchen- und unsere Volks-, Staats- und Gesellschaftszugehörigkeiten“. So folgert Marquardt: „Uns reizt am Talmud-Lernen, wie *Gott* da nicht nur eine Herz-, Seelen-, und Privatmacht, sondern eine Volks- und Gesellschaftswirklichkeit ist.“⁴

4) F.-W. Marquardt (Hinweise zu Traktat *Sota* und *Chagiga*, Talmud-Tagung 2001), zitiert nach einer Nachschrift, 1.

Bevor Marquardt zu seinen Andeutungen von „Assoziations-Räumen“ für christlich-theologische Gedanken überging, wies er noch auf zwei „Differenz-Momente“ hin, die ihm in zehn Jahren Talmud-Lektüre gemeinsam mit Chana Safrai „immer bewußter geworden“ seien:

„Ohne jüdische Lehrerinnen oder Lehrer kommen wir [...] an Talmud-Texte nicht heran, weil ihre Fragen so viele unausgesprochene Voraussetzungen in der jüdischen Lebens- und Gemeinschaftspraxis haben. Wer davon keine Ahnung hat, hat kaum Chancen, etwas zu ‚verstehen‘.“ Die Texte selber schilderten „die Situationen“ ja überhaupt nicht, „aus denen sie kommen“ und in die hinein sie sprechen; „ihr einziger und wahrer Kontext ist das jüdische Leben, das und wie es gelebt wird. Und darüber können nur Jüdinnen und Juden sprechen.“ Auch darin zeige sich, „daß es sich in Mischna und Talmud um *mündliche* Tora handelt. Was der Talmud ‚bedeutet‘,“ muss uns von Juden „gesagt“ werden.⁵

Daneben nannte Marquardt eine „spezifische protestantische Schwierigkeit“ beim Umgang mit dem Talmud, die er im sog. „Schriftprinzip“ sah: Juden leben „aus den Wurzeln ihrer Gemeinschaft und von daher mit der Bibel und ihrer immer neuen mündlichen Auslegung“; Christen aber (jedenfalls: wir Protestanten, sofern wir uns selbst ernst nehmen) leben „aus unserer Bibel und nur um ihretwillen auch in den Gemeinschaften unserer Kirchen. [...] Wir kleben an Schrift und Buchstaben mehr als an unserem unmittelbar gelebten Alltagsleben.“ So befragen Christen die Bibel „nach einem anderen [...], eigentlichen‘ oder ‚wahren‘ Leben“, nach dem „Sinn unseres Lebens“, während „die Schüler und Lehrer des Talmud nach gerechten, gottgemäßen Arrangements ihres Alltagslebens in Familie, Volk, auf dem Markt, in der Gesellschaft“ fragen. Gegen die christlichen „Fragegewohnheiten“ sperren sich die Texte des Talmud. Marquardt benennt diesen „Abstand“, um das Neuartige der gemeinsamen Talmud-Lektüre mit Chana Safrai zu unterstreichen: „Chana und ich, glaube ich, staunen und freuen uns über die Überraschungen, die wir uns *durch* diese Abstände gegenseitig bereiten.“

In den „Brücken“, die dabei „manchmal“ gezimmert werden, sieht Marquardt einen Hinweis auf „einen Brückenschlag Gottes, der uns beiden vielleicht verheißt ist“.⁶

5) F.-W. Marquardt (Anm. 4), 1 f.

6) F.-W. Marquardt (Anm. 4), 2 f.